

# "In den alten Zeiten, da hatte jeder Klang noch Sinn und Bedeutung"

Autor(en): **Bebermeyer, Renate**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **40 (1984)**

Heft 6

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421415>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## „In den alten Zeiten, da hatte jeder Klang noch Sinn und Bedeutung“ („Der Zaunkönig“, Grimms Märchen Nr. 171)

Von Dr. Renate Bebermeyer

Ein ungewöhnlicher, aber, wie wir noch sehen werden, aufschlußreicher Märchenanfang; heimelig-vertraut ist uns nämlich der Rahmen „Es war einmal... und wenn sie nicht gestorben sind...“.

Es waren einmal... die Gebrüder Grimm, und durch ihre Märchensammlung leben sie noch heute:

Am 4. Januar 1785 wurde Jacob Grimm geboren, ein Jubiläumsdatum, das überall gewürdigt werden wird. Den „Schöpfer der germanistischen Sprachwissenschaft“ hat man ihn genannt; er war einer der 1837 amtsenthobenen und ausgewiesenen „Göttinger Sieben“; er gehörte zu den 1848er Frankfurter Parlamentariern. (Er starb am 20. September 1863 in Berlin.) Mancher wird mit dem Namen des Jubilars das „Deutsche Wörterbuch“ verbinden; für die meisten aber ist „Grimm“ geradezu ein Synonym für „Märchen“:

Die von 1812 bis 1822 zusammen mit seinem Bruder Wilhelm (24. 2. 1786 — 16. 12. 1859, auch er einer der „Sieben“) herausgegebenen „Kinder- und Hausmärchen“ (3 Bände) wurden — neben der Bibel — zum gleichfalls erbaulichen Hausbuch: Jeder hat seine „eiserne Märchenration“, und nach einigen Jahren „kritischer Hinterfragung“ haben die Märchen die Verbannung ins „autoritär-repressive“ Abseits wieder verlassen und erleben als „einfache“, „naive“, „gemütvolle“ Erzählungen eine wahre Renaissance.

„Die Märchen verdienen eine bessere Aufmerksamkeit, weil sie zu unserer Nationalpoesie gehören, indem sich nachweisen läßt, daß sie schon mehrere Jahrhunderte hindurch unter dem Volke gelebt haben.“ „Die Märchen nähren unmittelbar wie die Milch, mild und lieblich, wie der Honig, süß und sättigend“ (Wilhelm Grimm, 1812).

In „uralte Zeiten“ reichen sie nicht; fürs „Volk“ waren sie wohl öfter als vom „Volk“; angenommen aber waren sie stets, diese trostreichen Schwarzweißerzählungen, die den Sieg des Guten und Edlen beschwören, die wunderbare Auswege aus Not und Elend vorträumen. Sehnsüchte und Wünsche sprechen aus ihnen, Ängste werden entlastend „verarbeitet“, sie gaukeln wunderartige Verwirklichungen des „glücklichen Lebens“ vor (eine Ventilfunktion, die heute der Glaube an den großen Lottogewinn übernommen hat). Sie spiegeln aber auch alltagsrealistische Le-

bensweisheiten und Einschätzungen jeder Art wider; und gelegentlich schlagen sich auch *populäre sprachliche Vorstellungen* nieder, denn auch sie gehören zu dem, was den Menschen bewegt, und auch zu dem, womit er Wunschvorstellungen verknüpfen kann und will.

In den alten Zeiten hatte jeder Klang noch Sinn und Bedeutung. Wenn der Hammer des Schmieds ertönte, so rief er ‚Smiet mi to! Smiet mi to!‘. Wenn der Hobel des Tischlers schnarrte, so sprach er ‚Dor häst! Dor, dor häst!‘. Fing das Räderwerk der Mühle an zu klappern, so sprach es ‚Help Herr Gott! Help Herr Gott!‘. Und war der Müller ein Betrüger und ließ die Mühle an, so sprach sie hochdeutsch und fragte erst langsam ‚Wer ist da? Wer ist da?‘. Dann antwortete sie schnell ‚Der Müller! Der Müller!‘ und endlich ganz geschwind ‚Stielt tapfer, stielt tapfer, vom Achtel drei Sechter‘.<sup>1</sup>

Mit dem Begriff „Deutung“ hat das Phänomen seinen (bis in die Zonen der Prophetie reichenden) Ober- und Dachbegriff, mit dem ein weiter Rahmen abgesteckt ist, denn das deutende, ausdeutende und deutende Geschehen hat viele schillernd ineinanderspiegelnde Facetten. Angetrieben ist es vom nimmermüden Motor der menschlichen *Sinnsuche*:

Von Anfang an sucht der Mensch den Sinn des Lebens zu ergründen, den des eigenen, den des Lebens an sich. Er will kein sinn- und zweckfreies Zufallsprodukt, er will ein eingeplantes, unentbehrliches (wenn auch winziges) Rädchen im Weltenganzen sein. Dazu bedarf es einer großen harmonisch-geordneten Gesamtschöpfung — und ihre Entschlüsselung und Enträtselung verheißt ihm seinen ersehnten Platz. So sucht er denn überall nach Botschaften und Zeichen, die ihm *das* System bestätigen, das ihm den eigenen sinnvollen Lebensbeitrag garantiert. Alles kann zum „Zeichen“ werden: Natur, Naturereignisse, Gestirne, auch das, was ihm der „Schöpfer“ mitgab: Augenfarbe und -form — der Mensch, das deutende Wesen.

Sein Deutungsdrang erfaßt auch die *Sprache*, galt sie ihm doch als von „Natur“ oder „Schöpfer“ planvoll gestaltet und verliehen; folgerichtig *mußte* sie einen tieferen, offenbarenden Charakter haben, durfte sie nicht einfach willkürliches, zufälliges Lautgeklingel sein.

*Hier* setzt die bis ins 19. Jahrhundert betriebene vorwissenschaftliche Etymologie an: die zweckgebundene, zielorientierte Suche nach der Urbedeutung der Begriffe, aus der man die ganze Wahrheit über die „Dinge“ erfahren kann. Im Mittelalter geriet die etymologisierende Betrachtung zum Ritual, zum „Gottesdienst“

<sup>1</sup> „Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm“. Ausgabe der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 1955, S. 136.

— strikt nach dem alten und ewig jungen Menschheitsprinzip, wonach der Zweck die Mittel heiligt.

Von den griechisch-römischen, den „heidnischen“ Etymologen übernahm man *das*, was „paßte“: daß „homo“ (Mensch) von „humus“ (Erde) komme, „reimt“ sich zum biblischen „Erdenkloß“ ...; bei „cruX“ war es die „Klanghärte“, die die Kreuzeschmerzen symbolisierte. Und später, im Bereich der jeweiligen „Nationalsprache“, verfuhr man ebenso: der Mond — mittelhochdeutsch *mâne* — wurde zum „Mahner“ erhoben. Klingt „Augustin“ nicht an „Auge“ an? Die Folge war, daß der Heilige im Bereich der Volksfrömmigkeit zum Helfer bei Augenleiden wurde, und bei Gesichtrose wandte man sich an die heilige Rosa. Einfach und von jedem nachzuvollziehen war die „Grundregel“ der vorwissenschaftlichen Etymologie: Der jeweilige Gesamtwortschatz wurde nach dem Gehör gegliedert; Ähnliches galt als verwandt: „Dienstag“ und „dienen“ etwa, die „Blase“ und der Name „Blasius“, und zwischen den Verwandten wurden enge Beziehungsbrücken konstruiert.

Wo alles Sinn hat, konnten auch die *Sachgeräusche* nicht (alle) rein zufällig sein; insbesondere, wenn sie zum Menschen in Beziehung gesetzt werden konnten: *dann* wurden sie „beredt“ oder verräterisch — denn „die Natur weiß mehr“. Besonders oft plauderte das Wasser aus, wenn der Müller betrügerisch war (s. o.) — ein interessantes Faktum, hing doch von des Müllers Ehrlichkeit das tägliche Brot ab.

*Lautausdeutungen* dieser Art werden komplizierter, emotionaler, gewichtiger, wenn sie sich an *Lautäußerungen* von *Tieren* versuchen, wenn diesen menschliche Sprachlaute unterlegt werden: „Hüt dick, dick, dick“ (= dich) mahnt der Gartenrotschwanz, „Sieh dich für“ die Kohlmeise; „Wie wie wie ich dich lieb“ lockt die Goldammer. — Regionale Hörweisen und Mentalitätsstrukturen bestimmen (neben individuellen Zufälligkeiten), was „herausgehört“ oder hineingedeutet wird: Der als extrem arbeitsam geltende Schwabe hat die Arbeitsaufforderung der Wachtel, „Bück den Rück“, offenkundig nicht nötig — für ihn nämlich verkündet sie gleich den Lohn: „Sechs Paar Weck.“

Die Vögel sind es, deren „Ruf“ und „Gesang“ den Menschen magisch „packen“: sie leben in den Lüften, man sieht sie nur selten, und deshalb kommen ihre „Stimmen“ gleichsam vom Himmel. Auch im Märchen schlägt sich diese Vermenschlichung des Vogelgesanges nieder:

Da singt etwa (im bereits erwähnten „Zaunkönig“) die Lerche ihr „Ach wo is dat schön, schön ist dat, schön, ach wo is dat schön“; der Vogel im „Machandelboom“ preist seine eigene Schönheit: „Kywitt, kywitt, wat vör'n schön Vogel bün ik“.

Beim „Rucke di guck, rucke di guck, Blut ist im Schuck“ spricht das Tier, das mehr weiß als der Mensch, weshalb er allzugern (wie Salomo) die Tiersprache verstehen möchte oder doch wenigstens erfahren will, *wie* es zu dieser, wie es zu jener charakteristischen Lautäußerung kam, wissen will, was „dahintersteckt“. Lassen wir doch einmal ein solches Grimmsches Märchen zu uns sprechen<sup>2</sup>:

### *Rohrdommel und Wiedehopf*

„Wo weidet Ihr Eure Herde am liebsten“, fragte einer einen alten Kuhhirten. „Hier, Herr, wo das Gras nicht zu fett ist und nicht zu mager; es tut sonst kein gut.“ „Warum nicht?“ fragte der Herr. „Hört Ihr dort von der Wiese her den dumpfen Ruf?“ antwortete der Hirt: „Das ist der Rohrdommel, der war auch sonst ein Hirte, und der Wiedehopf war es auch. Ich will Euch die Geschichte erzählen“:

„Der Rohrdommel hütete seine Herde auf fetten grünen Wiesen, wo Blumen im Überfluß standen; davon wurden seine Kühe mutig und wild. Der Wiedehopf aber trieb das Vieh auf hohe dürre Berge, wo der Wind mit dem Sand spielt, und seine Kühe wurden mager und kamen nicht zu Kräften. Wenn es Abend war und die Hirten heimwärts trieben, konnte Rohrdommel seine Kühe nicht zusammenbringen, sie waren übermütig und sprangen ihm davon. Er rief ‚bunt herüm‘ (bunte Kuh herum), doch vergebens, sie hörten nicht auf seinen Ruf. Wiedehopf aber konnte sein Vieh nicht auf die Beine bringen, so matt und kraftlos war es geworden. ‚Up, up, up!‘ schrie er; aber es half nicht, sie blieben auf dem Sand liegen. So geht es, wenn man kein Maß hält. Noch heute, wo sie keine Herde mehr hüten, schreit der Rohrdommel ‚bunt herüm‘ und der Wiedehopf ‚up, up, up!‘.“

Hier wird eine Thematik ins Märchen getragen, die vornehmlich in Legenden und Sagen zuhause ist. Sie beantwortet die Frage: Warum heißt der Ort, die Flur, das Schloß, das Grafengeschlecht . . . gerade so? Und immer steckt dann eine beziehungsreiche Fabel dahinter, und letztlich laufen alle Fäden bei Gott zusammen: „Aber Gott hat’s so wollen haben, das der kuckuck mueste seynen eygen namen ausrufen“ heißt es bei Luther.<sup>3</sup>

Sind Lautausdeutungen, sind Zuordnungen nach Klang und Anklang, Namenmystifizierungen und ähnliches *heute* — für uns Aufgeklärt-Heutige — in märchenhafter Ferne?

<sup>2</sup> Nr. 173. S. Anm. 1, S. 639.

<sup>3</sup> Band 18 der „Weimarer Ausgabe“, S. 144.

Der „Laie“ erliegt noch immer dem „Gleichklangphänomen“: gehört „einbleuen“ nicht zu „blau“?, „Tribüne“ nicht zu „Bühne“? Vorsichtshalber beugen Schreibende Fehldeutungen vor: „Der Name Meersburg hat nichts mit Meer zu tun“; „Der Name Metzinger hängt natürlich nicht mit dem Gemetzel bei einer Schlacht zusammen“. Und in dem neulich in die Schlagzeilen geratenen „Diktat für den Frieden“ mahnt Heinrich Böll: „Es ist nichts Schmetterndes am Schmetterling.“ Wasserziehers<sup>4</sup> indirekte Warnung, die darin zum Ausdruck kommt, daß er bei der „Gliederung des Sprachguts“ ausdrücklich Wörter auflistet, „die trotz gleicher oder ähnlicher Form nicht zusammengehören“, gilt nicht nur für 1917, sie gilt noch immer. Wie ernüchternd, daß Heinrich Böll erklärt, die Namen seiner Gestalten bedeuteten nichts, seien lediglich Klangspiele.

Medienschreibende betreiben ihr ironisches Spiel mit dem Klang-/Anklangprinzip der vorwissenschaftlichen Etymologie: verstehen „Architektur“ als „Architek-Tour“ (wenn Architekten sich auf Besichtigungsreise begeben), funktionieren die „Theologie“ zur Teekunde um („Teeologie“), erklären „Sliwo-witz“ als „Sliwo-Witz“, stellen „Karriere“ zu „Ehre“, und natürlich entdeckt man im Augenblick, daß der Name „Flick“ schon „vorbedeutungsvoll“ im deutschen Sprachschatz verankert ist: „Flickwerk“, Flickschusterei“, „Flickerlteppich“ — das Spielmaterial liegt buchstäblich auf der (politischen) Straße. Mancher aber mag doch mitunter verunsichert sein und nicht ganz genau wissen, ob das nun „bare Münze“ oder „Spielgeld“ ist.

Mit der „Vermenschlichung“ von Sachgeräuschen hingegen spielt *jeder* gern, *daran* glaubt man im Ernste nicht mehr; die Vermenschlichung der Tierrufe betrachtet man mit gebotener Distanz, doch auch *das* ist nicht ganz neu, und findet bereits im Grimmschen Märchen „Der gute Handel“ seinen (weithin unbekanntem) Niederschlag:

Ein Bauer hat für seine Kuh *sieben* Taler erlöst. „Ak, ak, ak . . .“ quaken die Frösche im Teich ihm zu. Und weil sie seinen Widerspruch absolut nicht zur Kenntnis nehmen, wirft er ihnen die sieben Taler „zum Nachzählen“ hinein. Später zieht er mit Kuhfleisch zum Markt. „Was, was, was . . .“ bellt ihm *ein* Hund entgegen; bald stimmt das Rudel mit ein, und der verstörte Bauer klagt, daß „alle was“ abhaben wollen.

Dümmlich und naiv erscheint hier *der*, der beim Tier Menschenlaute hört; doch endet das Märchen ohne schlüssigen Schluß.

Es war einmal der Mensch, der wissen wollte, was hinter den Namen, den Lauten, den Klängen steckt; gestorben ist er nicht!

<sup>4</sup> Ernst Wasserzieher, „Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache“.